

Die letzten Lebenstage

Interview mit Konrad Hoch

Konrad Hoch möchte im BDP gerne die Vernetzung von Psychologen, die in Hospizen arbeiten, fördern. Dazu plant er den weiteren Ausbau der Fachgruppe »Hospiz« in der Sektion Klinische Psychologie. Der 74-Jährige war 30 Jahre lang Leiter einer psychologischen Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und Eltern und hatte eine kleine eigene Praxis. Der Psychologe hat sich sechs Jahre lang bis zur Eröffnung 2010 bei der Einrichtung eines Hospizes engagiert, in dem er nun ehrenamtlich Sterbende, Mitarbeiter und Angehörige betreut. Mit »report psychologie« sprach er über das Sterben.

Wie beurteilen Sie den Umgang mit dem Sterben in Deutschland? Welche Nöte gibt es?

Statistische Zahlen von 2009 zeigen, dass von 827 000 Verstorbenen in Deutschland 87,5 Prozent nicht begleitet oder palliativmedizinisch versorgt wurden. Es war Prof. Borasio, der Autor des Buches »Über das Sterben«, dem es als Sachverständiger im Gesetzgebungsverfahren zur Patientenverfügung 2009 gegen den Einfluss des Medizinischen Fakultätentages gelungen war, Palliativmedizin als Pflicht- und Prüfungsfach für Medizinstudierende einzusetzen. Ärztinnen und Ärzte sollten die körperlichen, seelischen und spirituellen Prozesse beim Sterben besser verstehen und begleiten können. Immer noch werden in den Krankenhäusern und Heimen Sterbende und ihre Angehörigen unzureichend behandelt. In den letzten Wochen des Lebens entstehen 80 Prozent der Krankenhauskosten für einen Menschen. Teure Operationen werden noch bei Schwerkranken und Sterbenden durchgeführt. Man spricht von einer Ökonomisierung des Todes. Hilflosigkeit und Angst der Ärzte ist wohl der Hintergrund des Tatbestandes. Cicely Saunders, die Begründerin der neuzeitlichen Hospizbewegung (1918–2005) fordert deshalb, nicht dem Leben mehr Tage, sondern den Tagen mehr Leben zu geben.

Welche Rolle spielen dabei die Angehörigen?

Das Gespräch mit Angehörigen ist bedeutsam. Sie bleiben zurück. Nicht selten versuchen sie, ihre sterbenden Angehörigen länger am Leben zu halten, indem sie Essen und Trinken verabreichen. Behutsame Aufklärung führt in diesem Punkt zum Verständnis, dass diese liebevolle Handlung jetzt eher zu mehr Leid als zur Hilfe führt. Hilfestellung für fürsorgliche Handlungen binden die Angehörigen in kleine Pflegehilfen ein und beruhigen diese. Wechselseitiges Bedanken für die erhaltene Liebe, für den gemeinsamen Lebensweg und das Verzeihen von vergangenen Taten können die Beziehung am Lebensende vertiefen und beglücken.

Was können Sie aus Ihrer Erfahrung berichten?

Die Begleitung von Angehörigen ist mir sehr wichtig. Deren Nöte werfen Fragen zur Kinderentwicklung und Traumatisierung, zum Beispiel nach langem Leiden eines Elternteils, auf. Das Weiterleben können nach dem Tod des Partners ist aus meiner Erfahrung oft eine wichtige Frage, wie auch die Gefahr der Überforderungen des zurückbleibenden Partners. Einmal habe ich einer Abiturientin empfohlen, auf die Abschlussfahrt zu verzichten, um ihren

über alles geliebten Großvater beim Sterben zu begleiten. Sie war nachher sehr glücklich, diese Entscheidung getroffen zu haben. Nötig ist es auch, nach dem Begräbnis Kontakte zu Trauergruppen oder zur psychotherapeutischen Behandlung zu vermitteln.

Wie gehen Sie mit den Ängsten der Sterbenden um?

Da möchte ich einen anderen Fall schildern: Eine 74-jährige Frau mit einer Krebserkrankung wird plötzlich aus dem Krankenhaus entlassen mit der Begründung, sie sei austherapiert. Die Angehörigen sind mit der Pflege der Schwerkranken überfordert. Diese will auch ihrem Mann und den Kindern nicht zur Last fallen. Sie findet auf Hinweis der Sozialstation bei uns im Hospiz einen Platz. Sie fühlt sich sofort gut aufgehoben und umsorgt. Als ich ihr beim Essen behilflich war, fiel mir auf, dass sie sehr hastig aß. Intuitiv fielen mir die Worte ein: Sie hat Hunger, sie hat Hunger gehabt, sie hat gehungert. Ich sprach davon, dass wir beide für unsere Kindheit keine so gute Zeit gewählt hätten. Und so brach es aus ihr heraus, wie sie mit ihren Geschwistern, vor allem nach der Kriegszeit, Hunger gelitten hätte. Innerlich wurde sie ruhiger und konnte mit ihren Angehörigen über ihre Erlebnisse sprechen.

Todesangst ist die Mutter aller Ängste. Sie hat viele Aspekte, die zu verstehen sind. Wir verlieren die Kontrolle über uns, werden abhängig, haben Angst vor Schmerzen und wissen nicht, wohin die Reise unseres Lebens geht. Körperliche, seelische und spirituelle Ebenen in uns werden angesprochen. Des Weiteren machen wir uns Sorgen um die zurückbleibenden Angehörigen. Ganz schlimm ist es, wenn ein Elternteil kleine Kinder zurücklassen muss. Nicht selten werden noch »unerledigte Dinge« angesprochen, wie Schuldfragen aus dem Leben oder nochmals einen Angehörigen nach vielen Jahren der Auseinandersetzung und Trennung zu sehen.

Welche Haltung nehmen Sie in der Diskussion um den ärztlich assistierten Suizid ein?

Ich finde, vor allem sehr kranken und alten Menschen sollte man die Freiheit und Verantwortung über ihr Leben und Sterben lassen. Eine Patientenverfügung ist sehr hilfreich und reicht meiner Meinung nach aus. Dafür sollte geworben werden, denn sie führt zum Nachdenken über unsere Endlichkeit.

Wie können Psychologen sich in dem Prozess des Sterbens und in Ihrer Fachgruppe einbringen?

Im Gespräch mit einer italienischen Kollegin aus Rom wurde mir klar, dass auch psychotherapeutisches Arbeiten zum Qualitätsstandard eines Hospizes gehört. Ich kenne aber kein Hospiz, in dem eine Kollegin oder ein Kollege in einer bezahlten Stelle arbeitet. Kunst- und Musiktherapie, Physiotherapie (Lymphdrainage), Atemtherapie oder auch der Besuch von Hunden werden angeboten, auch Gespräche mit Geistlichen der beiden großen Religionen sind üblich. Ich sehe einen großen Bedarf an der psychotherapeutischen Begleitung der Angehörigen, Eltern, Geschwister und vor allem Kinder und der individuellen Unterstützung von Pflegekräften.

Welche Aktivitäten sind in der Fachgruppe denkbar?

Wie psychologische Unterstützung auch institutionell verankert werden sollte, möchte ich mit den Kollegen in der Fachgruppe erarbeiten. Ich stelle mir einen Kriterienkatalog oder gezielte berufspolitische Zusammenarbeit vor, um in diesem Feld Weichen zu stellen.

Die Fragen stellte Alenka Tschischka.